

Oberösterreichische Heimatblätter

Herausgegeben vom Institut für Landeskunde von Oberösterreich

Schriftleiter:

Universitätsdozent OR. Dr. Ernst Burgstaller
unter Mitwirkung von OR. Dr. Otto Wutzel

Jahrgang 22 Heft 3/4

Juli-Dezember 1968

INHALT

Die Entstehung von Adalbert Stifters Meisternovelle „Bergkristall“ von Otto Jungmair	3
Die Krippe der Stiftskirche in Kremsmünster von P. Altman Kellner	7
Die Pechölsteine im oberösterreichischen Mühlviertel von Ernst Fietz	14
Die Besiedlung und Verödung der Rosenau von Hans Krawarik	26
Die Verehrung der Siebenschläfer in Oberösterreich von Robert Schindler	39
<i>Bausteine zur Heimat- und Volkskunde</i>	
Kessel und Höllenloch. Periodische Riesenquellen des Salzkammergutes von Friedrich Morton	43
Die letzte „Fuhr“ mit Naturkipfen auf dem Hallstätter See von Friedrich Morton	45
Neue Forschungen aus dem Siedlungsraum Ternberg im Ennstal von David Mitterkalkgruber und Wernfried I. Werneck	47
<i>Nachruf</i>	
Hans Strigl (1897-1956) von Egon Oberhuber	54
Schrifttum	56

Die Entstehung von Adalbert Stifters Meisternovelle „Bergkristall“

Von Otto Jungmaier

Unter den vielen Erzählungen unseres großen österreichischen Prosadichters Adalbert Stifter gilt die Novelle „Bergkristall“ aus der Sammlung „Bunte Steine“ als die „Perle“ seiner Erzählkunst. Mit einfachsten, geringsten Mitteln in Natur- und Menschenschilderung erreicht er hier auf der Höhe seiner Kunst größte Wirkung. Wie in den meisten seiner Erzählungen finden wir auch hier drei innere Mächte als Anlaß seiner Kunst, aus denen er seine Werke gestaltet. Das Auge des Malers Adalbert Stifter, dessen Malernachlaß in der Wiener Adalbert-Stifter-Sammlung ihn auf bedeutender Höhe zeigt, erfaßt das Gegenständliche von Erscheinung und Stimmung und prägt es sich unverwischbar ein. Der Naturwissenschaftler in Stifter geht den Erscheinungen auf den Grund und prüft und vertieft den Sinneseindruck. Schließlich formt der Genius des Erzählers das Erlebnis mit den einfachen Mitteln seiner Sprache zum zwingenden plastisch wirkenden Kunstwerk. Das seherische Auge seiner Phantasie befähigte ihn ja auch, über den eigenen Sinneseindruck hinaus, Landschaften und Naturstimmungen überzeugend zu schildern, welche er nie mit dem leiblichen Auge gesehen hatte: So die Landschaft des Gardasees in der Erzählung „Zwei Schwestern“, die Steppennatur der ungarischen Pußta in „Brigitta“ und besonders farbenreich die öde Weite der Wüste in „Abdias“.

Über diese Dreierheit der inspirierenden inneren Mächte, aus denen Stifters Erzählungen wachsen, können wir aber bei der Meisternovelle „Bergkristall“ noch einen weiteren Blick in das Werden seiner Dichtungen tun, weil wir aus einem Erlebnisbericht des mit Stifter eng befreundeten Dachstein-Forschers Friedrich Simony über den unmittelbaren Anlaß zur Abfassung von „Bergkristall“ eingehende Kunde haben. Friedrich Simony, der Erforscher des Dachsteingebietes und Gründer des Hallstätter Museums, sowie später als Universitätsprofessor in Wien der Begründer des Geographischen Institutes der Universität Wien, war in seiner Jugend gleichzeitig mit Adalbert Stifter Hauslehrer im Hause des Staatskanzlers Metternich und dem Dichter seither in Freundschaft verbunden. Die Simony-Hütte am Dachstein erinnert an ihn, und Adalbert Stifter hat dem Freunde in seinem „Nachsommer“ in der Person des jungen Naturforschers Heinrich Drendorf ein bleibendes Denkmal gesetzt. Simony hatte als erster einige Wintertage und -nächte auf dem Hohen Dachstein verbracht und viele Motive des Gebirges als ausgezeichneter Zeichner auch im Bilde festgehalten.

Im Sommer 1845 unternahm Stifter von seinem Sommeraufenthalt in Linz einen Ausflug ins Gebirge, wobei er in Gmunden und in Hallstatt Station machte und in Hallstatt auch seinen Jugendgenossen, den dort lebenden Naturforscher Simony, besuchte. Er traf den Freund nicht in seinem Heim an und ging mit seiner Gattin Amalia, da eben ein schweres Gewitter im Anzug war, zum Hallstätter Friedhof hinauf, um von dort das Naturschauspiel zu erleben. Simony war indessen von einer Gebirgswanderung in Obertraun eingelangt und schildert uns seine gefahrvolle Fahrt über den sturmgepeitschten düsteren See nach Hallstatt:

„Ich und mein Begleiter, ein Hallstätter Führer, legten uns mit aller Kraft in die Ruder, da es sicher war, daß in kürzester Zeit ein Gewittersturm losbrechen werde. Das kurz vorher nur leise vernehmbare ferne Grollen wuchs zu weit hallendem Donner an und in den Klüften

der Berge ertönte das Sausen der nahenden Windsbraut. Jetzt galt es das Äußerste zu tun, rascher und rascher griffen die Ruder ein, immer mühsamer rang sich das auf- und abschaukelnde Boot zwischen den von allen Seiten andrängenden Wogen durch, endlich – noch eine letzte Anstrengung – und mitten durch eine sich hoch aufbäumende Brandungs- woge schoß das Fahrzeug auf die Landungsstelle hinaus.“ In seiner Wohnung in Hallstatt angekommen, wurde Simony von dem Besuch seines Dichterfreundes unterrichtet, den er nun auf der Anhöhe des herrlich gelegenen Bergfriedhofes aufsuchte. Er berichtet hierüber: „Einige Schritte vor mir lehnte ein Menschenpaar eng zusammengeschmiegt an der steinernen Brustwehr der Terrasse und schaute hinaus in das grausige Wettergetümmel. Ein betäubendes, in allen Bergen widerhallendes Donnern und Tosen erfüllte die Luft, unten der wogende, brandende, schäumende See, oben der wilde Kampf der durcheinander rollenden, flammenden Wolken. An den hohen, eng vergitterten Bogenfenstern des Gotteshauses rüttelte der vorbeirasende Orkan, daß sie jeden Augenblick in tausend Splitter zu zerbrechen drohten, hinter der Kirche ächzte der Buchenwald und die Kreuze über den stillen Gräbern klrirten und klapperten, wie wenn der jüngste Tag im Anbruch wäre. Im nächsten Momente nach dem Gewitter grüßten sich ein paar alte Bekannte. Es wurde, nachdem Stifters sich etwas angegriffen fühlende Gemahlin in dem besten Glasse des Hauses untergebracht worden war, trotz des Regens ein Spaziergang in das Echernthal unternommen. Was ich früher nur mittelbar aus den Schriften Stifters entnommen hatte, trat jetzt in voller Lebendigkeit vor mich. Es war die zweifache Richtung seiner Naturanschauung. Im Vordergrund stand die rein künstlerische Erfassung der Landschaftsobjekte bis in ihr innerstes Detail; neben dieser zeigte sich aber dann das Bestreben, das Geschehene wissenschaftlich zu erörtern. Noch sehe ich ihn vor mir, wie er vor der bekannten schönen Felsengruppe hinter der Echern-Mühle plötzlich halt machte und dieselbe nun mit Worten abzuzeichnen und zu malen begann. ‚Nichts fehlt zu dem Bilde als eine passende Staffage.‘, schloß mein Begleiter und – als hätte eine freundliche Waldfee sich beeilt, seinen Wunsch zu erfüllen – im nächsten Augenblicke tauchte ein pausbäckiges, freundlich blickendes Kinderpaar mit riesigen Filzhüten auf den kleinen Köpfen und mit regendurchtränkten Grastüchern über dem Rücken, hinter den Steinblöcken hervor, uns Erdbeeren zum Kaufe anbietend. Stifter ging alsogleich auf den Handel ein, mit dem Bedeuten, daß die Kinder die Erdbeeren selbst essen und uns erzählen sollen, von wo sie kämen und wo sie während des Wetters gewesen seien. Sie waren am Morgen nach der Wiesalpe gegangen, um dem ‚Ähnl‘ von der Mutter Kost zu bringen. Dann sammelten sie Erdbeeren im Holzschlag am Ursprungkogel, wie aber das Wetter „gar zu garstig getan“ habe, seien sie hinter einen ‚Palfen‘, einen überhängenden Felsen, gekrochen, bis es nicht mehr donnerte und ‚jetzt sind wir da –‘, dabei griffen sie herzlich in ihr Körbchen, schauten uns ins Gesicht wie alten Bekannten und schwatzten noch treuherzig fort vom ‚Ähnl‘ und der Mutter usw., bis die Erdbeeren zu Ende waren und Stifter die kleinen Bergwanderer mit einem Nachgeschenk heimschickte. Wir traten den Rückweg an. Es dämmerte schon, als wir am Waldbachsteg unterhalb des Strubs anlangten. Der Bach, welcher sich hier über einen Berg riesiger Felstrümmer herabwälzt, gewährte infolge der durch die starke Eisschmelzung und den Gewitterguß hervorgebrachten ungewöhnlichen Anschwellung einen unbeschreiblich großartigen Anblick. Von den niederdonnernden milchweißen Wassergogen wirbelten ganze Wolken Staubes auf, der sich nebelartig in das Dunkel der beiderseitigen Waldhänge verzog und die dahinter liegende Felswand wie mit einem Schleier verhüllte.

Eine Erwähnung der periodischen, mit dem Gange des täglichen und jährlichen Schmel-

zens der Dachsteingletscher zusammenhängenden Oscillationen des Waldbaches gab den Anstoß, von meinem ersten winterlichen Besuche des Karls-Eisfeldes zu sprechen und dabei eine Eishöhle zu schildern, durch welche es mir gelungen war, unter dem Gletscher eine bedeutende Strecke vorzudringen. Da wegen des strömenden Regens eine Unternehmung ins Freie gar zu abenteuerlich gewesen wäre, lud ich Stifter ein, sich indes bei mir häuslich niederzulassen. Mit ganz besonderem Interesse betrachtete er nun in meinem Heim lange ein von mir ziemlich treu gemaltes Bild jener Gletscherhöhle, von welcher ich ihm erzählt hatte. Plötzlich sagte er: „Ich habe mir jetzt das Kinderpaar in diesen blauen Eisdome ver setzt gedacht; welch ein Gegensatz wäre dies liebliche, aufkloppende, frisch pulsierende Menschenleben zu der grauenhaft prächtigen, starren, todeskalten Umrahmung! Vielleicht stehle ich Ihnen einmal dieses Bild, wenn Sie nicht vorziehen, es selbst unter die Leute zu bringen.“ – Nun, er hat es später auch im „Bergkristall“ unter die Leute gebracht und so unnachahmlich schön, daß es kein Mensch schöner hätte fertigbringen können.“ Soweit berichtet uns Friedrich Simony.

Handlung und Inhalt der Erzählung „Bergkristall“ sind einfach wie fast bei allen Erzählungen Stifters. Wie im Kindermärchen werden auch hier zwei Kinder, der ältere Knabe Konrad und sein jüngeres Schwesterchen Sanna am Weihnachtsabend aus dem Dorfe Gschaid – am Gars gelegen – man wird dabei an Gosau denken dürfen – aus der behüteten Ordnung der häuslichen Gemeinschaft über das Gebirge – den „Rals“ – bei strahlend schönem Wetter zu den Großeltern nach Millstatt geschickt, und sodann von diesen, mit Geschenken und stärkendem Imbiß bedacht, wieder rechtzeitig auf den Heimweg gebracht. Und nun hebt die grandiose, in unserer Literatur wohl einzig dastehende Schilderung der einsamen Bergwanderung durch Schnee und Eis der beiden Kinder an: Ein leiser Schneefall setzt ein, der stärker und stärker wird und ihnen bald die Sicht des Weges raubt und sie in Einsamkeit und Irre führt. Sie glauben bergab zu gehen und gehen bergauf, vom verschneiten, unwegsamen Gelände verführt. Immer wieder kommen in der Erzählung über zwei Blattseiten hin die Worte vor: „Sie wollten, sie versuchten, aber sie konnten nicht!“ Das Hinauf wird ein Bergab, das Vorwärts ein Zurück, Bewegung im Kreis wird ein Bleiben am Ort und Täuschung. „Sie wollten jenseits wieder hinab klettern“ heißt es, „aber es gab kein Jenseits!“ Endlich gelangen sie, durch die ragenden Felsen zu beiden Seiten gezwungen, in ein großes Eisgewölbe, in die Eishöhle unter dem Gletscher, die blau ist wie nichts auf der Welt, gleichsam wie himmelblau gefärbtes Glas. Von dem schreckbaren Blau, dem dämonischen Widerschein des Firmamentes, geängstigt, fliehen die Kinder aus der Eishöhle. Aber sie sind, wohin sie sich auch wenden, von neuen starrenden Eiswänden umgeben, die ihnen den Weg verstellen. Endlich nach langem Herumirren finden sie eine Felsöhle, in welcher sie die Nacht zubringen können. In der ungeheuren lastenden Stille der Eiswelt hören sie das schreckliche Krachen des Eises, als würde die Erde unter ihnen bersten. Aber diese Urstimme der chaotischen Naturmächte hält sie wach und scheucht ihren Schlaf, der ihnen den sicheren Tod brächte. Das Schneien hat indessen aufgehört. Mit offenen Augen starren sie in die unendliche Sternenwelt hinauf, in deren Bogen der grüne Schimmer eines Nordlichtes erblüht, in dem die kleine Sanna den heiligen Christ zu erblicken glaubt. Unten in den Tälern der Menschen erklingen die Weihnachtsglocken, aber die Kinder hören sie nicht. Endlich beginnt es zu tagen. Die Natur und ihre unheimliche Macht, die sie wach gehalten hat, läßt sie nun in der Tiefe in klarer Morgenfrühe die Zeichen der Bewohner von Gschaid erkennen, die in treuer Gemeinschaftshilfe sie suchen gingen. Sie werden in die Ordnungswelt des Dorfes und des Heimes wieder zurückgebracht.

Die Welt weiß wieder um das Weihnachtswunder, das die Verirrten durch die Macht der Natur und die Beharrlichkeit der Kinder gerettet hat. Wo alle Sinne und alles Wissen versagten, da blieb den Kindern, in ihrer Unwissenheit selbst ein Stück und ein Kleinod der Natur, nur die unerschütterliche Zuversicht, mit der der unablässig suchende und vorwärts strebende Knabe auf seiner Bahn beharrt und sich für die jüngere Schwester verantwortlich fühlt, und das Mädchen ihm in unerschütterlichem Glauben und Vertrauen folgt. Das in aller Wirrsal immer wieder aufklingende Wort „Ja, Konrad“ des Mädchens klingt dem Leser wie eine friedvolle Weihnachtsglocke über der chaotischen Eiswelt und schwingt in die weite lichtzitternde Flut des Himmels hinein.

Im „Bergkristall“ zeichnet Stifter letzte und entscheidende Gefahr und bringt das unendliche Schweigen der Eiswelt zum Klingen mit geringen Mitteln seiner wunderbaren Sprachkunst. Alle Eigentümlichkeiten seiner großen Kunst sind hier zur vollen zwingenden Wirkung vereint.

Von seinem bedeutungsvollen Ausflug ins Hochgebirge und zu seinem Jugendfreund wieder in seinen Sommeraufenthaltort nach Linz zurückgekehrt, schrieb Stifter dann im „Gstöttnerhof“, der heutigen Spiritusfabrik Kirchmayr in Urfahr, „im nettesten Bauernhaus in absoluter Muße und Stille“, wie er berichtet, die Novelle nieder. Die Wiener Zeitschrift „Die Gegenwart“, der er die Erzählung zum Druck überließ, kündigte diese bereits in ihrer Oktoberfolge des Jahrganges 1845 mit den Worten an: „Der lebenswürdige Stifter lebte

drei Monate auf einem Bauernhof bei Linz und ließ sich von seiner Vertrauten, der Natur, neue Geheimnisse offenbaren, die er uns dann wohl in einer traulichen Stunde wieder ver-raten wird.“ Die Weihnachtsfolge der Zeitschrift „Die Gegenwart“ brachte sodann bereits die Novelle unter dem Titel „Der heilige Abend“ erstmalig zur Veröffentlichung. Aber Adalbert Stifter, der mit seinen schriftstellerischen Arbeiten kaum je zufrieden war und stets an ihnen noch feilte und besserte, arbeitete dann bei der Aufnahme dieser Erzählung in die Sammlung „Bunte Steine“ auch diese Novelle „Der heilige Abend“ noch um, die sodann den Titel „Bergkristall“ erhielt. Er schrieb gleichzeitig, immer noch damit unzu-frieden, an seinen Verleger und Freund Gustav Heckenast unterm 30. August 1852: „Hätte ich nur zum ‚Bergkristall‘, der durch die Revision nun erst einen Schliff bekommen hat, die Möglichkeit, in späterer Zeit ihn noch einmal zu reinigen und zu fassen, bei allen Himmels-mächten, ich bilde mir ein, er könnte noch ein Diamant werden!“ Zu einer weiteren Um-arbeitung der Novelle ist es glücklicherweise nicht mehr gekommen.

Uns, den dankbaren Lesern von heute, aber gilt wie seinerzeit der öffentlichen Kritik beim Erscheinen der „Bunten Steine“ im Frühling 1853 diese Meisternovelle Adalbert Stifters auch ohne neuerliche Feilung als d e r Diamant unter den „Bunten Steinen“ und als der kostbarste Schmuckstein in Adalbert Stifters Dichterkrone.

LITERATUR

Brief Friedrich Simonys an Emil Kuh in: E m i l K ü h, „Zwei Dichter Österreichs (Franz Grillparzer-Adalbert Stifter)“, Verlag G. Heckenast, Pest 1872, S. 474-476.

Fritz Krökel, „Stifters Freundschaft mit dem Alpenforscher Friedrich Simony“, VJSchr., Adalbert Stifter-Institut des Landes Oberösterreich, Jg. 4 (1955), Folge 3/4, Seite 99-117.

Otto Jungmair, „Adalbert Stifters Linzer Jahre. Ein Kalendarium“, Schriftenreihe des Adalbert Stifter-Institutes des Landes Oberösterreich, Folge 7. 360 Seiten. Verlag Süssmayr, Graz, 1958, Seite 12-16.